

**JOHN
KATZENBACH
KATZENBACH**

**DIE
GRAUSAMEN**
THRILLER

DROEMER*

John Katzenbach

Die Grausamen

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Anke und Eberhard Kreutzer

Über dieses Buch

Unzählige Male schon ist die dreizehnjährige Tessa Gibson in dem noblen Vorort, in dem sie lebt, von ihrer besten Freundin aus nach Hause gelaufen. Doch in dieser Herbstnacht kommt sie dort nicht an, verschwindet spurlos, wie vom Erdboden verschluckt. Die Stadt ist schockiert, Angst breitet sich aus, Tessas Familie zerbricht – der Fall wird nie aufgeklärt. Zwanzig Jahre später werden zwei abgehalfterte Ermittler auf den Fall angesetzt. Gabriel ist Alkoholiker, traumatisiert von einer Familientragödie. Marta, eine ehemalige Drogenfahnderin, hat bei der Verfolgung eines Dealers versehentlich ihren Partner erschossen. Die beiden stoßen auf eine bislang unentdeckte Spur: Kurz nach Tessas Verschwinden ereigneten sich vier brutale Morde an jungen Männern, und offenbar besteht eine Verbindung zwischen diesen Verbrechen. Bei ihren Nachforschungen wird schnell klar, dass die Polizeiführung keinerlei Interesse an der Wahrheit hat. Wer nachbohrt, spielt mit seinem Leben.

Inhaltsübersicht

Motto

Prolog

9. Oktober 1996, 20:12 [...]

Erster Teil

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

Zweiter Teil

9. Oktober 1996, kurz [...]

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

40. Kapitel

41. Kapitel

42. Kapitel

43. Kapitel

44. Kapitel

45. Kapitel

46. Kapitel

47. Kapitel

48. Kapitel

49. Kapitel

50. Kapitel

Dritter Teil

6. August 1997 Neun [...]

51. Kapitel

52. Kapitel

53. Kapitel

Fünf Unterhaltungen in der Vergangenheit

54. Kapitel

55. Kapitel

»Nun gut, wer bist du denn?«

»Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und
stets das Gute schafft.«

Goethe, *Faust I*

Prolog

Eine furchterregende Nacht

9. Oktober 1996, 20:12 Uhr

»Sag mal, ist Tessa noch nicht da?«

»Nein.«

»Und wo ist sie?«

»Wird wohl noch bei Tom Lister sein. Müsste jeden Moment kommen.«

»Eigentlich sollte sie schon zu Hause sein.«

»Ist bestimmt jeden Moment da.«

»Es ist aber schon dunkel, und sie ist erst dreizehn.«

»Sicher, aber sie hält sich gerne für älter. Willst du sie etwa behandeln, als wäre sie erst sechs?«

»Sagt ja keiner. Trotzdem: Dreizehn ist dreizehn, sie kennt die Regeln, und Regeln sind wichtig. Willst du nicht einfach rasch zu den Listers rüberfahren und sie abholen? Ich hab ihr schon tausend Mal gesagt, sie soll pünktlich zu Hause sein.«

Ein kurzer Blick aus dem Fenster: pechscharze Nacht. So dunkel wie die Weite des Atlantischen Ozeans in den frühen Morgenstunden.

Eine Dunkelheit, in der man kaum die Hand vor Augen sieht, hat sich in den frühen Abendstunden über die friedliche Vorstadtidylle gesenkt.

»Ich ruf lieber vorher an.«

»Gut. Aber tu's bitte. Jetzt gleich.«

Eher eine Forderung als eine Bitte, mit einem gestressten Unterton.

Die vertraute Nummer, beim dritten Klingelton nimmt jemand ab. *Ah, hallo, wie geht's?* Das übliche freundliche Geplänkel.

Dann:

»Hat sich Tessa schon auf den Weg gemacht? Sie hätte eigentlich längst da sein sollen ...«

»Ja, sie ist vor einer halben Stunde gegangen, mindestens. Ist sie denn noch nicht zu Hause?«

»Nein ... bis jetzt noch nicht ...«

Unterbrechung:

»Lass mich mal ran! Lass mich mit ihr reden!«

Der Hörer wird weitergereicht.

»Hallo Courtney. Hör mal, sie müsste längst hier sein!«

»Ja, stimmt. Bei dem kurzen Weg zu euch ... warte einen Moment, ich frag Sarah noch mal, wann sie los ist ...«

Stille, gefolgt von einem lauten Ruf die Treppe hinauf zu einem Zimmer auf der Rückseite des Hauses:

»Sarah! Tessas Mom ist am Telefon. Wollte Tessa direkt nach Hause oder noch woanders vorbei?«

»Sie wollte direkt nach Hause. Sie müsste schon da sein.«

Wieder Pause, dann eine angespannte Stimme in der Leitung, die diese Auskunft wiederholte.

»Sarah sagt, sie wollte direkt heim.«

Darauf Schweigen. Beschleunigter Puls. Der erste Schweiß unter den Achseln und auf der Stirn. Das erste Unbehagen als Vorbote der Angst. Nervöses Treten von einem Bein aufs andere. Der nächste Wortwechsel, nun schon mit besorgtem, angespanntem Unterton, mit etwas erhobener Stimme:

»Wir machen uns auf und suchen nach ihr.«

»Ja, gebt uns bitte kurz Bescheid, wenn ihr sie gefunden habt, damit wir beruhigt sind. Soll Tom euch helfen?«

»Nein, vielen Dank, sie kann ja nicht weit sein.«

»Gut. Aber meldet euch auf jeden Fall gleich noch mal, wenn ihr sie gefunden habt.«

Wenn ihr sie gefunden habt. Wie eine Selbstverständlichkeit. Eine Gewissheit.

Eine Lüge.

Aufgelegt. Ein anderer Ausdruck auf dem Gesicht der Mutter. Ein plötzlicher Umschwung der Gefühle – von milder Verärgerung über nervöse Verwunderung zu Besorgnis, die der hellen Panik und schließlich dem unaussprechlichen Grauen weichen wird.

9. Oktober 1996, 21:27 Uhr

»Notrufzentrale.«

»Sie ist verschwunden, sie ist verschwunden, sie ist nicht nach Hause gekommen, und jetzt ist sie verschwunden ... wir haben überall gesucht, aber sie ist nirgends zu finden ...«

»Beruhigen Sie sich, bitte! Wer ist verschwunden?«

»Tessa! Meine Tochter! Sie war auf dem Heimweg vom Haus einer Freundin, und sie ist nicht bei uns eingetroffen, wir haben draußen alles nach ihr abgesucht, aber wir können sie nicht finden ...«

»Wie alt ist Tessa?«

»Dreizehn! Bitte helfen Sie uns! Sie ist verschwunden!«

»Nennen Sie mir Ihren Namen und Ihre Anschrift. Ich gebe dann eine Meldung an die entsprechenden Einsatzfahrzeuge raus.«

Mit Mühe und Not konnte sie sich ihren Namen und ihre Adresse in Erinnerung rufen. Vor Angst konnte sie keinen klaren Gedanken fassen, jedes Wort kostete sie ein Äußerstes an Selbstkontrolle. Ihre Hand bebte so heftig, dass ihr fast der Hörer entglitt. An der Tür gegenüber stand keuchend, mit wild zerzaustem Haar, im verschwitzten Anorak, in lehmverschmierten Schuhen und Kletten an den Jeans wie angewurzelt ihr Mann und

horchte in der sehnlichen Hoffnung auf nahende Sirenen nach draußen. Er wusste nicht, ob er, wenn endlich Hilfe kam, ein vernünftiges Wort herausbringen würde.

Erster Teil

Ein paar Versager auf der Spur anderer Versager

»Oh welch verworren Netz wir weben, wenn wir nach Trug
und Täuschung streben.«

Sir Walter Scott, *Marmion*, 1808

Bei flammenden Plädoyers in Strafprozessen
fälschlicherweise
oftmals William Shakespeare zugeschrieben.

1

Er war nicht tot, er wusste nur, dass sein Leben vorbei war.

An einem prächtigen Spätnachmittag. Im Nachhinein eine furchtbare Ironie. Ein ausgesprochen heiterer, warmer Septembermorgen, der auf einen strahlenden Mittag zuging. Ein makellos blauer Himmel. Die erste von zwei Urlaubswochen im ansehnlichen Ferienhaus am See, das seinen wohlhabenden Schwiegereltern gehörte, war für Gabriel Dickinson schon um. Der Tagesausflug war die Idee seiner Frau gewesen – eine ideale Gelegenheit, wie sie sagte. »Rede mit ihm. Wenn du ihm den einen oder anderen Ratschlag gibst, wird er auf dich hören. Er hat Hochachtung vor dir.« Es bedurfte keiner Überredungskünste. Er mochte seinen stets zur Witzelei aufgelegten jüngeren Schwager von Herzen gern, auch wenn dieser ein bisschen exzentrisch war und vielleicht ein wenig aus der Spur: abgebrochenes Medizinstudium; mehrere gescheiterte Geschäftsgründungen in Folge; zwei vielversprechende Liebesbeziehungen, die abrupt geendet hatten – die eine vor dem Scheidungsrichter, die andere in bitteren Tränen. Nach jedem Rückschlag erschien ihm der

Bruder seiner Frau noch verletzlicher und noch liebenswürdiger. Insgeheim beneidete er seinen Schwager um seinen unbekümmerten Lebensstil – von der Hand in den Mund –, während er selbst immer häufiger das Gefühl bekam, dass seine Situation im Polizeiapparat der eines Kartenspielers glich, der zwangsläufig sein Blatt ausspielt. Seine Kollegen mochten in ihm den Senkrechtstarter sehen, doch wenn er ehrlich war, bot sein Leben wenig Abenteuer. Dafür jede Menge Papierkram.

An diesem prächtigen Morgen hatte er einige Sixpacks Bier sowie ein paar hastig geschmierte Schinken- und Käsestullen in eine alte rote Kühlbox gepackt und dann das Catboot aufgeriggt. Nichts sprach dagegen, mit der kleinen Jolle loszugondeln und unter einer leichten Brise die einsame Küste entlang in unbekannte Buchten zu segeln. Sie glitten unter hohen grünen Pinien hindurch, umschifften zerklüftete Felsenvorsprünge, auf denen sich unberührte Wälder bis tief in die Adirondack Mountains im Norden des Bundesstaates New York erstreckten. Die grauen Gipfel reckten sich in den blauen Himmel empor, als gelte es, urzeitlichen Tribut einzufordern. Später sollten sie in seiner Erinnerung zu den kolossalen Grabsteinen eines gigantischen Friedhofs werden.

Eigentlich war nur ein kleiner, unbeschwerter Ausflug geplant, nichts weiter als ein geruhsamer Tag, ein bisschen

Spaß und eine zwanglose Plauderei über Zukunftspläne. Sie hatten das familiäre Feriendomizil rasch hinter sich gelassen, waren an ein paar abgelegenen Häusern vorbeigekommen, die hier und da das Seeufer säumten, hatten ein paar anderen Seglern zugewinkt, sich miteinander über Football und Baseball unterhalten, über Mädchen, die sie beide aus jungen Jahren kannten, mit Erfolgsgeschichten geprahlt, von denen sie beide wussten, dass sie zu dick aufgetragen waren, sich über den Job, über nervige Vorgesetzte und inkompetente Kollegen ausgelassen. In der Mittagszeit waren sie abwechselnd über die Reling in den See getaucht und im kühlen schwarzen Wasser geschwommen, bevor sie sich zitternd wieder hochhievten, in der Sonne aufwärmten und zum nächsten Bier die mitgebrachten Stullen verschlangen.

Er hatte sich so jung und unbeschwert gefühlt wie in alten College-Zeiten.

Das erste Warnzeichen, dass etwas nicht stimmte, war eine plötzliche Brise aus nördlicher Richtung, als der Nachmittag zur Neige ging und er gerade vorschlagen wollte, zurückzusegeln. Die Kälte setzte so unvermittelt ein, dass er eine Gänsehaut bekam. »Du meine Güte«, murmelte er und blickte besorgt zu den dunklen Gewitterwolken hoch, die sich in der Senke zwischen zwei hohen, zerklüfteten Bergen zusammenbrauten. Die unheilvolle schwarzgraue Wetterfront schien sich unaufhaltsam in ihre Richtung zu wälzen, noch dazu so

schnell, als sei sie über die Klippen gestürzt und rolle nun ungebremst genau auf sie zu.

»Oha!«, sagte sein Schwager, als auch er die Warnzeichen entdeckte.

»Bloß weg hier, da kommt gleich was runter.«

»Ree!«, hatte Gabe erwidert, während er die Pinne wegdrückte, um eine Wende einzuleiten. »Vergesst die Torpedos! Volle Kraft voraus! Obwohl - nass werden wir so oder so.« Er meinte den Regen, doch da irrte er. Er holte das Großschot dicht, doch das einzige Segel des Catboots blähte sich schon so heftig im Wind, dass es an den Kanten knatterte und sich stärker spannte, als es verkräftete.

Sie kamen nicht weit.

In starker Seitenlage jagte das Boot hart am Wind, und jedes Tau, jede Talje ächzte und knarrte, ein beängstigendes, unheilvolles Getöse. In rasender Fahrt, in bedenklich flachem Winkel hüpfen sie über die aufgepeitschten Wellen. Binnen Sekunden brodelte der eben noch spiegelglatte See, und die sommerliche Temperatur war empfindlich gesunken. Über dem bleigrauen Wasser und an den Steilhängen der Berge folgte das Stakkato der Donnerschläge auf die zuckenden Blitze.

Als kurz darauf der Regen niederprasselte, beschränkte sich ihre Sicht auf nur noch wenige Meter. Er hörte das nervöse Lachen seines Schwagers. Sie wussten beide, dass die Lage ernst war, doch wie ernst, war nur schwer abzuschätzen. Der Regen stach wie tausend Nadelstiche

auf sie nieder, drang ihnen in die Augen und irritierte sie so sehr, dass keiner von ihnen mit der plötzlichen seitlichen Böe rechnete, die mit dreißig, vierzig Meilen pro Stunde auf sie zujagte. Es fühlte sich an wie ein mächtiger Stoß – vielleicht auch schlimmer, dachte er im Nachhinein, wie ein *Schuss aus dem Hinterhalt*. Jedenfalls war das kleine Boot in ihren unerfahrenen Händen gegen diese Wucht machtlos.

Es blieb nicht einmal Zeit für einen Warnruf. Die Pinne schlug aus, er konnte sie ebenso wenig halten wie die Hauptstagleine, das Boot schlingerte heftig vom Bug bis zum Heck, und schon tauchte das Segel ins Wasser. Kaum ging die erste Welle über das Tuch hinweg, drehte sich der Rumpf in die Höhe – als richtete sich der See plötzlich senkrecht auf und packte das Boot an der Kehle.

Er erinnerte sich genau: zwei Schreie, als sie beide aus dem Boot ins Wasser geschleudert wurden, dann nur noch gurgelnde Laute; unmittelbar darauf das wütende Bersten, Kreischen und Heulen, als das Boot kenterte. Er konnte nicht sagen, ob dieses Heulen von ihm oder von dem Scherwind kam, der ihnen zum Verhängnis wurde. Das eisige Wasser war ein Schock, die Strudel rings um das umgekippte Boot schienen ihn in die Tiefe zu reißen. Zumindest war ihm instinktiv klar, dass er mit aller Kraft schwimmen musste, um nicht unter das Segel zu geraten und zu ertrinken. Als er auftauchte, sah er ringsum nur ein bleigraues Einerlei, hörte das ohrenbetäubende Brausen

des Windes, das Wüten der Wellen gegen den Bootsrumpf. Das Wasser brannte ihm in den Augen, er schnappte nach Luft und kämpfte sich mit aller Macht zum Boot zurück. Noch war er am Leben, doch er wusste, dass der Tod auf ihn lauerte.

Unerbittlich.

Er rief nach seinem Schwager:

Teddy! Teddy! Wo bist du?

Hier, Gabe. Auf der anderen Seite.

Erste Reaktion: *Gott sei Dank!* Aber die schwache Stimme ... Vor Angst? Nein. Nur durcheinander.

Alles klar bei dir?

Der Mast hat mich am Kopf erwischt, als wir uns überschlagen haben. Aber ich bin okay. Ein bisschen benommen. Es blutet, glaube ich.

Ich komm rüber.

Nein, geht schon. Bleib da drüben. Besser fürs Gleichgewicht. Ich halt mich am Dollbord fest.

Bleib am Boot.

Sicher. Immer am Boot bleiben. Regel Nummer eins. Das weiß sogar ich.

Sein Schwager versuchte zu lachen, als sei das Ganze ein Scherz.

Meine Schwester bringt dich um, wenn wir nach Hause kommen.

Es klang nicht überzeugend, als er über seinen eigenen Witz zu lachen versuchte.

Ich meine, was bist du denn für ein Kapitän? Im Segelhandbuch hab ich von so was hier jedenfalls nichts gelesen.

Sein erneutes Lachen kam kaum gegen den peitschenden Wind an.

Teddy, nur nicht loslassen! Rede weiter!

Auch wenn es nicht lustig ist?

Nur festhalten!

Okay.

Nur ein Wort, in angespanntem Ton.

Zwanzig Minuten:

Teddy? Wie geht's?

Halte mich, so gut ich kann. Buchstäblich.

Was macht dein Kopf?

Tut höllisch weh. Meinst du, die suchen nach uns?

Klar, sobald sich das Unwetter ein bisschen legt.

Ja. Fragt sich nur, wann.

Dreißig Minuten: Der Himmel über ihnen war so schwarz wie das Wasser, als verhöhnte er ihre Hoffnung.

Gabe? Gabe!

Ich bin noch da, Teddy. Nur nicht loslassen.

*Mir wird verdammt kalt. Die Körpertemperatur sinkt.
Hypothermie. Weiß ich noch vom Medizinstudium.*

Halte dich nur weiter fest.

*Siehst du das Ufer, Gabe? Was meinst du? Hundert
Meter? Nicht mal, eher um die fünfzig. Schaffen wir locker.*

Bleib beim Boot, Teddy.

*Ich weiß, ich kann das schaffen. An der Highschool war
ich ein guter Schwimmer. Der beste. Mein Gott, das ist ein
Klacks.*

Gabe appellierte an die Vernunft seines Schwagers.

*Teddy, du bist verletzt, deine nassen Sachen sind
tonnenschwer. Es ist immer weiter, als man denkt. Bleib
beim Boot. Sie werden uns finden.*

*Mir ist kalt, Gabe. Ich weiß nicht, ob ich länger
durchhalten kann. Wenn ich schwimme, kommt die
Durchblutung zurück, den Rest besorgt das Adrenalin,
verflucht noch mal. Ich bin sicher, dass ich es schaffen
kann. Und sobald ich das Ufer erreicht habe, hole ich Hilfe.*

Bleib beim Boot, Teddy, bitte! Die finden uns!

*Siehst du hier irgendjemanden? Ich nicht, und es ist
wirklich nicht weit.*

Teddy, bleib beim Boot!

Bleib du hier. Ich schwimme rüber. Also, bis dann!

Und das war's.

Es dauerte zwei Tage, bis die Taucher die Leiche seines Schwagers fanden. Zwanzig Meter von der Küste entfernt war Teddy ertrunken. *Fast geschafft*, sagten sie, aber eben nur fast.

Bei der amtlichen Untersuchung eine Woche später fragten sie Gabe:

Haben Sie das Unwetter nicht kommen sehen?

Wieso hatten Sie keine Schwimmwesten an?

Hatten Sie getrunken?

Nein. Ich weiß nicht. Ja.

Letztlich konnte er es seiner Frau nicht verübeln, als sie fünf Monate danach ihren Sohn nahm und ihn verließ. Sie hatte ihren Zwillingbruder abgöttisch geliebt. Er war nur wenige Sekunden nach ihr auf die Welt gekommen. Hatten sie sich schon in der Kindheit und Jugend unglaublich nahegestanden, so wuchsen sie als Erwachsene noch enger zusammen. Wie heißt es noch gleich: Zwillinge sind unzertrennlich. Und so kam es nicht wirklich überraschend, als sie eines Morgens ihre Koffer packte und ihm die Visitenkarte des Scheidungsanwalts überreichte. Sie hatten sich nicht einmal gestritten. Seit jenem schicksalhaften Tag hatte er sie kein einziges Mal um Verzeihung gebeten, da er wusste, dass es vergeblich war, sich Hoffnung zu machen. Im Grunde hatte er in dem Moment, als sich Teddy vom Boot abstieß, um gegen alle

Vernunft ans unerreichbar ferne Ufer zu schwimmen, gewusst, dass die Trennung von seiner Frau damit besiegelt war. Wahrscheinlich hatte er alles schon geahnt, bevor er das Rettungsboot sichtete, wie wild mit den Armen winkte und nach den kräftigen Händen griff, die ihn auf wundersame Weise aus dem tintenschwarzen Wasser hievten, bevor er sich abtrocknete und aufhörte zu zittern. In jenem einsamen Moment hatte er es begriffen: Wie sehr er sie auch liebte, wie unvorhersehbar dieses entsetzliche Unglück war, sie würde ihm nie mehr ins Gesicht blicken können, ohne dass ihr toter Bruder wie ein vorwurfsvoller Geist neben ihm stand.

2

Vierzehn Monate später

Cold Cases. Kaltes Herz.

»Legen Sie es darauf an, Ihren Job zu verlieren ...«

Gabriel Dickinson war ein Mann, den im Grunde nichts mehr mit dem Leben verband. Ein einziger Moment hatte das Gebäude der Normalität zum Einsturz gebracht. Es war schon spät, als er mit einigem Unbehagen dem Polizeichef gegenüber saß. Durchs Fenster blickte er in einen grauen Abendhimmel, während das sterile Neonlicht an der Decke eine keimfreie Atmosphäre verbreitete, die alle anderen anwesenden Personen vor Ansteckung bewahrte. Die Deputy Chief, eine stämmige Frau mit grauen Strähnen im Haar und von beinahe schroffer Strenge, hielt sich im Hintergrund; gleichwohl entging Gabe nicht, wie oft sie unwillig den Kopf schüttelte oder düster in die Runde blickte. Der Leiter der Personalabteilung – die höfliche Umschreibung für den Job, korrupte Cops loszuwerden, die strafrechtlich nicht zu belangen waren, sowie Rentenansprüche zu kürzen – lehnte an einer Wand neben einer Reihe Fotos, auf denen der Chief, fortlaufend von links nach rechts, dem Bürgermeister, dem Gouverneur und dem Präsidenten die Hand schüttelte. Der Personalleiter

hatte ein Notizbuch dabei und schrieb gelegentlich etwas hinein.

»... oder einfach nur sich umzubringen?«

Gute Frage, dachte er. *Nicht beantworten*, schärfte er sich ein.

Gabe – eigentlich, benannt nach dem gleichnamigen Erzengel, Gabriel – hatte von Kindheit an in New England gelebt. Aufgewachsen war er in einer Kleinstadt unweit der City, in der er jetzt arbeitete, einem idyllischen Ort, berühmt für seine weißen Schindelhäuser und seinen weitläufigen, saftig grünen Anger.

Derlei pittoreske Postkartenmotive gingen der Großstadt, in der er seine Brötchen verdiente, ab. Sein Herz schlug für die Red Sox, die Patriots, Bruins und Celtics, er hielt sich ansonsten eher bedeckt, beklagte sich nicht über den Winter und genoss Frühling und Sommer. Bei aller Zurückhaltung ging ab und zu sein Galgenhumor mit ihm durch, und er platzte mit einer trockenen, ironischen Bemerkung heraus, die nicht immer auf Nachsicht stieß. Seinen Stammbaum konnte er bis zum entfernten Cousin eines berühmten Dichters zurückverfolgen, von dem er zu seiner Beschämung nie eine Zeile gelesen hatte. Als Kind hatte er die Abenteuer von Jules Verne und *Der kleine Hobbit* verschlungen, als Erwachsener interessierte er sich für Geschichte, insbesondere für den Bürgerkrieg, da einige seiner bedauernswerten Ahnen an Stätten wie Gettysburg oder

O'Hara und seine Frau hingen Marta bei jedem Wort an den Lippen.

Nach einer Weile lehnte sich der alte Detective ein wenig zurück und blickte zur Decke, als sei eine schwere Last von ihm abgefallen, die er seinem schwindenden Gedächtnis zum Trotz mit sich herumgetragen hatte.

Marta sah das Zittern um seine Mundwinkel sowie die Tränen und den Schimmer von Verständnis in seinen Augen. Er ergriff Constances Hand, und Marta sah, dass er sie fest drückte.

Der alte Detective richtete sich auf, saß plötzlich kerzengerade da und streichelte seiner Frau den Arm. Und als rufe er sich in einem einzigen Kraftakt all die Momente in seiner Laufbahn beim Morddezernat ins Gedächtnis, die ihm das Letzte an Härte und Tapferkeit abverlangt hatten, streckte O'Hara dann Marta beide Hände entgegen, die Handgelenke aneinandergelegt, so wie es jemand tun würde, um sich Handschellen anlegen zu lassen.

»Tessa«, sagte er im entschlossenen Ton des Mannes, der er früher einmal gewesen war.

Marta schüttelte den Kopf.

Sie wusste: Es gab viele Unwägbarkeiten.

Sie wusste nicht einmal, ob Gabe durchkommen würde, und wenn ja, ob er der Gabe von früher sein würde oder ein veränderter Mensch. Sie konnte nicht einmal sagen, wie sehr sie selbst sich verändert hatte.

Doch eines steht fest, dachte Marta beim Anblick des alten Mannes auf dem Sofa: Wahrscheinlich hättest du eine weitere Tapferkeitsmedaille verdient, eine wie diejenige, die du schon an der Wand hängen hast, denn du bist der einzige Mensch, der die Wahrheit sagen wollte. Und am besten hängen wir gleich noch eine Urkunde der Vergebung dazu.

Sie lächelte O'Hara an. Sie versuchte, sich vorzustellen, wie viele Geständnisse er sich im Lauf seiner Dienstzeit angehört hatte, es mussten Hunderte sein, alle vergessen. Das Einzige, das sein Gedächtnis festgehalten hatte, war sein eigenes.

Wieder streckte er ihr die Handgelenke entgegen, als dränge er sie, ihre Pflicht zu tun und Gerechtigkeit walten zu lassen - und ihm doch unrecht zu tun. Derselbe unauflösbare, doch inzwischen allzu vertraute Widerspruch.

»Nein«, sagte sie freundlich. »Nicht nötig. Es ist vorbei. *Die verschwundene Tessa ist jetzt die wiedergefundene Tessa.*« Sie sah den alten Detective an, nahm seine Hände und legte sie ihm sacht wieder in den Schoß. Was auch immer er in der Vergangenheit getan hatte, es war nicht an ihr, ihn dafür weiter in Haft zu nehmen. Dasselbe, dachte Marta, galt wohl auch für eine Reihe anderer Menschen, nicht zuletzt sie selbst.

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel

»By Persons Unknown« bei Mysterious Press/Grove Atlantic, New York, NY.

© 2017 der eBook-Ausgabe Droemer eBook

© 2017 by John Katzenbach

© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kirsten Reimers

Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München

Coverabbildung: plainpicture/NTB scanpix/Jens Sølvberg

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-44210-4

Hinweise des Verlags

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Wissen, was gelesen wird